

*Peter Geist*

ZU DEN TEXTEN ANNETT GRÖSCHNERS

LESEREIHE IM KAVALIERHAUS, BERLIN PANKOW 2003

Dass Annett Gröschner einmal die genaueste und professionellste Spurenleserin östlicher Lebens-, Produktions- und Baugeschichten werden würde, die die deutsche Gegenwartsliteratur zu bieten hat, war bei ihren Anfängen als Autorin nicht unbedingt vorhersehbar. Die in Magdeburg Aufgewachsene kam 1983 nach Berlin, besetzte wie Tausende andere auch eine leerstehende Wohnung im Prenzlauer Berg und studierte Germanistik. Als Schreibende hatte sie da schon erste Erfahrungen mit politisch intendierter Zurückweisung sammeln dürfen – Delegation zum Poetenseminar nach Schwerin und drohende Relegierung von der Erweiterten Oberschule lagen dicht beieinander. Erste Veröffentlichungen hatte Annett Gröschner 1988 in der *ndI* und in „Sinn und Form“, ihre Erzählung „Maria im Schnee“ wurde von der Redaktion der Zeitschrift für junge Literatur „Temperamente“ abgelehnt, erschien daraufhin in der von Asteris Kutulas herausgegebenen nichtoffiziellen Zeitschrift „bizarre städte“ und löste, wenn ich mich recht erinnere, eine heftige Diskussion aus. In einem ihrem Roman „Moskauer Eis“ vorangestellten „Prolog im eiskalten Arbeitszimmer“ beschreibt sie das Grundgefühl Ende der achtziger Jahre, wie ich finde, sehr präzise so:

„Godot kam nicht um neun, nicht um zehn. Auch um elf war er noch nicht da. Wir schlugen die Zeit mit Lesen tot. Wir lasen alles, was uns unter die Augen kam. Fahrpläne von Schnellzügen, die nicht länger als zehn Stunden brauchten, um von Nord nach Süd das Land zu durchfahren. Pläne von Flugzeugen, die in Länder flogen, für die wir kein Visum bekamen, auf die Druckgenehmigungsnummer des Schulzeichenblocks, den neuesten Artikel über die Bedeutung der Vakuum-Gefriertrocknung. Wir warteten auf eine winzige Wendung, einen leichten Tanzschritt vielleicht oder einen Sprung, der den Weltrekord bringen würde. Mit uns warteten die Bäume, die wuchsen oder die Luft nicht vertrugen und ihre Blätter vorzeitig verloren. Mit uns warteten die Vögel, die im Herbst im Lande blieben, aber auch die Raubtiere in ihren Käfigen warteten, daß einer der Wärter das Tor öffnen würde. Mit uns warteten die Utopien, die Sessel und die Maschinen. Ein Stillstand in Raum und Zeit.“

Als dann die Zeit ins Rasen kam – „die Zeiger rasten fortan und zogen den Raum mit, der sich zunehmend erweiterte“ – , engagierte sich die Autorin im Unabhängigen Frauenverband, schrieb für neugegründete Zeitschriften wie „sondeur“ und „Ypsilon“, arbeitete als Journalistin, die die rasenden Wendeverwerfungen detailgenau registrierte. 1993 erschien jedoch zunächst ein Lyrik-Foto-Buch (Fotos von Tina Bara) im Berliner Kontext Verlag. In diesem Band fand ich ein Gedicht, das gleichsam die Arbeitsbegehren umrandet, die für das nächste Dezennium bestimmend sein sollten. Das Gedicht „das verschwundene haus“ beginnt mit den Verszeilen:

ich hab die uhren zurückgedreht  
kalender jahr um jahr zerrissen –  
das grundstück suchte steine zusammen  
sammelte balken aus asche und rauch  
& baute das haus vor mir auf  
ich trug die möbel die treppe hinauf  
ich fing die gläsernen spatzen und tauben  
aus dem keller trug ich die toten  
in ihre wohnung zurück frau loeffler  
zog ein kleid an aus luft  
in der mode der dreißiger  
[...]

Später wird sie in einem Essay schreiben:

"Die Häuser allein erzählen Geschichten. Es sind Klopfschritte aus einer vergangenen Zeit, die nur aufmerksame Betrachter zu deuten wissen."

In den Jahren 1992 bis 1996 arbeitete Annett Gröschner als Historikerin für das Prenzlauer Berg Museum, was sich als außerordentlicher Glücksfall nicht nur für das Museum, sondern für die Historiographie Berlins erweisen sollte. „KRIEGSPFAD BERLIN 1945. Ein Rundgang durch die Trümmer der Erinnerung“, hieß eine Ausstellung, die die Autorin zusammen mit Grischa Meyer 1994 erarbeitete. Elf Schilder wiesen an verschiedenen Orten im Prenzlauer Berg auf die Kämpfe des Jahres 1945 hin. Große Resonanz erfuhr der 1996 herausgegebene Band "ICH SCHLUG MEINER MUTTER DIE BRENNENDEN FUNKEN AB. Berliner Schulaufsätze aus dem Jahr 1946“. 9- bis 20-jährige hatten 1946 über ihre Erlebnisse in den letzten Kriegstagen zu berichten. Die Aufsätze, die die Schüler oft mit Geschwistern und Eltern verfasst hatten, beschreiben nicht nur den selbst erlebten Epochenbruch 1945, sondern geben bereits erste Einblicke in die bildungspolitischen Weichenstellungen der Alliierten 1946. Für diesen Band waren nicht nur genaueste Recherchen in Berliner Archiven notwendig, Annett Gröschner führte auch Gespräche mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern. Archivrecherche und Gespräch

entwickelte die Autorin in den neunziger Jahren zu einem Grenzgenre zwischen Geschichtsschreibung und Literatur, in ihrem letzten Band über das KKW Rheinsberg lässt sie mündliche Erzählung und historisches Dokument sogar unmittelbar miteinander reagieren, was zu spannenden Wechselwirkungen führt. Mit den Prenzlauer-Berg-Büchern „Jeder hat sein Stück Berlin gekriegt. Geschichten vom Prenzlauer Berg“ (1998), „Grenzgänger. Wunderheiler. Pflastersteine. Die Geschichte der Gleimstraße in Berlin“ (1998), „DAS FALLBEIL. Gladows Gang“, das die Geschichte der Gladow-Bande recherchierte (zusammen mit Grischa Meyer), und schließlich „Durchgangszimmer Prenzlauer Berg. Eine Berliner Künstlersozialgeschichte in Selbstauskünften“ (zusammen mit Barbara Felsmann) (1999) hat sie aus jeweils anderer Perspektive Bausteine zu einer Sozial-, Mentalitäts- und Alltagsgeschichte dieses Berliner Stadtbezirkes geliefert, die in ihrer Bedeutung für den seit den neunziger Jahren in permanenten Wandel befindlichen Berliner Ort überhaupt nicht hoch genug zu veranschlagen sind. Dabei ist die Entstehungsgeschichte mancher Bücher oft genug ein Abenteuer gewesen. Im Vorwort von „Jeder hat sein Stück Berlin gekriegt“ berichtet die Autorin:

„Ich hatte die Aufgabe, Lesungen in Senioreneinrichtungen, zu organisieren. In einem Altenheim sagten mir die Bewohner, Lesungen interessieren sie nicht, aber ich sollte doch mal kommen und mit ihnen Kaffee trinken, da würden sie mir Geschichten erzählen, einer könne sich sogar noch an den Kapp-Putsch erinnern. Eine neunzigjährige Frau turnte mir die Übungen vor, die sie im Fichte-Sportverein immer gemacht hatten, und eine andere beschrieb mir ihr zerstörtes Haus in der Choriner Straße in allen Einzelheiten. Es gab Diskussionen in der Literaturgesellschaft, ob mündlich Erzähltes Literatur sei. Nachdem ein Versuch, in einer Seniorenfreizeitstätte eine Lesung zu organisieren, gründlich mißlungen war, die Alten hatten mittendrin angefangen, «So ein wunderschöner Tag wie heute» zu singen, organisierte ich zusammen mit dem Kulturladen in der Kollwitzstraße einmal monatlich ein Erzählcafé. Angelockt durch den Titel der ersten Veranstaltung, „Auf der Schönhauser Allee lagen die toten Pferde“, kamen dreißig alte Leute, und es begann eine Diskussion über den Krieg, die in unterschiedlichsten Formen drei Jahre währte. Viele, vor allem Frauen, hatten ihre persönliche Geschichte noch nie erzählt, ihre Kinder wollten sie nicht hören. Auch bei den Veranstaltungen fehlte diese Generation. Es kamen vor allem sehr junge Leute als Zuhörer. Ich habe mir die Geschichten der alten Leute erzählen lassen, war und bin fasziniert von der Kraft ihrer Erzählungen. Dieses Buch versammelt eine Auswahl von Interviews, die bearbeitet, umstrukturiert und verfremdet wurden. Meine Bemühung bestand aber darin, bei aller Literarisierung den Ton der Erzählung unverfälscht zu lassen.“

Den Ton der Lebensgeschichten unverfälscht zu lassen, das ist ihr nicht nur in diesem Buch gelungen. Wann immer sie Material aus oft entlegenen Quellen aufarbeitet, aus Schüleraufsätzen, privaten Erinnerungen, aus Werbebroschüren, aus Benimm- und Grundbüchern, sie bürstet es

eher zurückhaltend gegen den Strich und kombiniert es neu. Neugierde, Entdeckerlust und Detailgenauigkeit, führt Annett Gröschner vor, müssen sich nicht widersprechen. Allerdings kommen feingewirkte Ironie und trockene Lakonik nicht zu kurz. Eine kleine Kostprobe aus ihrem BVG-Entdeckungsreisebuch:

„An der Müllerstraße ist die Ampel ausgefallen, der Busfahrer fährt ohne Rücksicht auf Verluste durch. Sein Bus ist schließlich das dickste Fahrzeug der Straße. Zum ersten Mal fällt mir auf, daß auf dem Hochhaus von Schering Bäumchen wachsen, die aussehen, als würden sie zu häufig mit den Rückständen der Tablettenindustrie gedüngt. Der Bus fährt unter dem Haus durch. Über uns überqueren Angestellte die Straße, ohne ihr Werk verlassen.“

Es überraschte denn auch nicht so sehr, dass Annett Gröschner vor drei Jahren ihren ersten Roman vorlegte, der überwiegend euphorische Kritiken bekam. In „Moskauer Eis“ erzählt sie in der Familiengeschichte von Gefrierforschern und Kühlanlagenkonstrukteuren ganz leichthändig eine Saga vom Aufbau und Verfall der DDR. Die Romanhandlung nimmt ihren Ausgang in dem irrsinigen Einfall, dass die Protagonistin ihren vermissten Vater tiefgefroren in seiner Kühltruhe findet. Alltagsgeschichte und historische Bögen werden im Roman übrigens so verwoben, dass der eine Strang den anderen nie abwertet, bloß illustriert oder gar denunziert.

Dass Annett Gröschner ihrer Heimatstadt Magdeburg mit dem Fußball-Essay „Sieben Tränen muß ein Klubfan weinen“ Reverenz erwies, dass sie ein Feature „Geliebte weiße Maus“ über „Das Leben des Rolf Herricht“ produzierte, dass sie mit Tegeler Strafgefangenen arbeitete und regelmäßig Reportagen, Essays und Artikel im „Freitag“, „Sklassen“ oder der FAZ (Berliner Seiten) publiziert, unterstreicht nur die Vielseitigkeit dieser Autorin, deren Produktivität auf höchstem Niveau mir ziemlichen Respekt abverlangt.